

Aber das haben wir nicht gesehen

Erinnerungsarbeit und struktureller Rassismus

Jonas Zipf im Gespräch mit Mehmet Daimagüler und Wolfgang Frindte

*Wenn von Expert*innen des Gedenkens und Erinnerns die Rede ist, denken die meisten Menschen unwillkürlich an Historiker*innen und Politiker*innen. Und daran, ob es gelingt, die Perspektiven der »Zeit- oder Augenzeugen«, also der von Geschichte direkt Betroffenen, widerzuspiegeln bzw. zu repräsentieren. Seltener liegt der Fokus auf anderen Profis der Erinnerungsarbeit: Dabei wird die öffentliche Wahrnehmung rund um die Geschichte und Geschichten der Betroffenen maßgeblich von deren Begleiter*innen, Berater*innen oder Sprecher*innen bestimmt, zum Beispiel von Psycholog*innen oder Jurist*innen. Auf der Suche nach einem Einblick in die Narrative rund um Opfer und Täter, um individuelle Erinnerungen und kollektive Gedächtnisse begibt sich Jonas Zipf daher ins Gespräch mit dem Bonner Anwalt Mehmet Daimagüler und dem Jenaer Psychologen Wolfgang Frindte. Daimagüler erlangte als Anwalt der Nebenklage beim Münchner NSU-Prozess spätestens durch sein erschütterndes Schlussplädoyer bundesweite Aufmerksamkeit, Frindte beschäftigt sich seit den 1990er-Jahren in zahlreichen wissenschaftlichen Untersuchungen mit Rechtsextremist*innen und ihrem Umfeld. Beide wurden in diversen Kontexten, nicht zuletzt im Rahmen verschiedener Untersuchungsausschüsse, als Experten gehört. Im sonntäglichen Gespräch mit Jonas Zipf begegnen sie sich zum ersten Mal.*

JONAS ZIPF: In unserem Gespräch soll es um Erinnerungsarbeit gehen. Sie beide haben mit der Konstruktion von Erinnerung von Berufs wegen viel zu tun, Mehmet Daimagüler im Rahmen der Beweisaufnahme und Zeugenschaft vor Gericht, Wolfgang Frindte etwa in biografischen Interviews. Schon die beiden Begriffe Gedenken und Erinnerung stehen in einer erheblichen Spannung zueinander. Während es bei Gedenken um so etwas wie eine öffentliche Wahrnehmung geht, also letztlich um umstrittene Konstrukte wie das sog. kollektive Gedächtnis einer Gesellschaft, geht es bei Erinnerungsarbeit um die subjektive Perspektive. Lassen Sie uns zunächst die Begriffe eingrenzen.

Wolfgang Frindte, darf ich Sie als den Wissenschaftler in der Runde um eine entsprechende Startrampe bitten?

WOLFGANG FRINDTE: Für mich sind diese Begriffe in erster Linie soziale, damit immer sprachliche Konstrukte. Wenn es um Erinnerung und Gedenken geht, dann geht es um Nachdenken, um Gedächtnis. Aber auch um Verdrängen, Vergessen, Aufklären, Aufarbeiten, Schuld und Verantwortung.

Aus einer psychologischen Perspektive können wir die Sache des Erinnerns jedenfalls immer nur näherungsweise bestimmen. Denn Erinnern ist mehr als das verlässliche Abrufen von Informationen aus dem Gedächtnis. Erinnern ist immer eine Re-Konstruktion von Vergangenheit in der Gegenwart für die Zukunft. Erinnern ist selektiv, da es nicht nur eine retrospektive, sondern auch eine prospektive Funktion erfüllt. Auf der individuellen Ebene ist Erinnern so etwas wie ein dynamisches Prozessinstrument, um unsere subjektiven Erlebnisse zu verarbeiten. Und das natürlich im Dienst eines Sinnzusammenhangs unserer individuellen, personalen Identität. Jede Erinnerung ist also immer ein Narrativ, ein narratives Konstrukt.

Und auf dieser Ebene kommen wir dann zu der Geschichte, die sie als kollektives Gedächtnis angesprochen haben. Neben die individuellen Narrative und kleinen Erzählungen treten gesellschaftliche Narrative und große Erzählungen. Der Begriff des kollektiven Gedächtnisses stammt von dem französischen Psychologen Maurice Halbwachs, der hier ganz in der Nähe von Jena, in Buchenwald, gestorben ist. Gemeinsam mit Miriam Rieck habe ich vor einigen Jahren versucht, diese Konstrukte zu differenzieren. Wir sprechen von einem individuellen Gedächtnis; von einem sozial interaktiven, das kleine Gruppen, etwa Familien umfasst; von einem kommunikativen oder kollektiven Gedächtnis, das sich auf größere Gruppen und Institutionen bezieht; und von einem gesellschaftlichen Gedächtnis, das auf einer Makroebene zu finden ist. Erinnerungskultur findet auf der Ebene des kommunikativen und des gesellschaftlichen Gedächtnisses statt, etwa in Museen und in Form von Denkmälern. Der Begriff des kollektiven Gedächtnisses wurde von den Historiker*innen kontrovers diskutiert. Dabei hängt das individuelle Gedächtnis für uns Psychologen immer eng zusammen mit dem kommunikativen und gesellschaftlichen Gedächtnis; das individuelle Erinnern ist immer mit den Erinnerungen anderer Menschen verwoben. Und das ist es doch, was die Sache des Erinnerns oftmals so komplex macht. Es geht eben nicht nur um unsere personale Identität, wenn wir erinnern, sondern gleichzeitig auch um die Erinnerung der anderen, um Konstruktion und Rekonstruktion unserer

sozialen Identität, unserer Zugehörigkeit zu bestimmten sozialen Gruppen. Wenn ich an Gedenken denke, denke ich an das Nach-Denken. Wir gedanken, also denken an jemanden, an Geschehnisse, an Personen, an Personengruppen. Dabei reflektieren wir unser Denken, denken über unsere Erinnerung, unser An-Denken nach. Dafür nutzen wir Brückenkonstruktionen: Hinterlassenschaften, Bilder, Gegenstände, Briefe, Tagebücher, Kleidungsstücke oder Denkmäler. Das Gedenken verschränkt das individuelle mit dem kollektiven Gedächtnis-Prozess des Erinnerns. Dabei kommt noch etwas dazu, das ich als Stellungnahme benennen würde: Beim Gedenken erinnern wir uns nicht nur, wir anerkennen und würdigen die, an die wir uns erinnern.

JONAS ZIPF: Hier in Jena haben wir bei der Benennung eines Platzes im Stadtteil Winzerla nach Enver Şimşek 20 Jahre nach dessen Ermordung eine sehr intensive Berührung mit der Familie Şimşek erlebt. Die Angehörigen der Familie sprachen von einer dreifachen Traumatisierung. Von einer ersten Traumatisierung als Hinterbliebene des Mordopfers; von einer zweiten Traumatisierung als Kriminalisierte und zu Unrecht Verdächtigte; und von einer dritten Traumatisierung als von der politisch zugesagten Aufarbeitung Enttäuschte und von der Öffentlichkeit Zurückgelassene. Herr Daimağüler, lassen Sie uns auf die Erinnerungsarbeit der Opferangehörigen des NSU zu sprechen kommen. Ich kann mir vorstellen, dass es ein sehr schmerzhafter Punkt ist, wenn jemand bei der Polizei, später gar vor Gericht aussagt, und seine Erinnerung in Zweifel gezogen wird. Wie bereiten Sie Ihre Mandant*innen auf diese schwierige Situation vor?

MEHMET DAIMAĞÜLER: Beim Strafprozess haben sie verschiedene Beweismittel. Sie haben Urkundsbeweise, Augenscheinbeweise und den Zeugenbeweis. Unter Juristen ist allgemein bekannt, dass der Zeugenbeweis der schwächste ist. Man muss dabei immer davon ausgehen, dass das, was vorgetragen wird, in vielfacher Hinsicht besonders geprüft werden muss. Wenn dann vor Gericht eine Retraumatisierung auftritt, dann hängt das häufig damit zusammen, wo die Fragezeichen gemacht werden, mit welchem Ziel bestimmte Beweismittel dargestellt werden. Ich mache mal ein Beispiel: Wir haben im NSU-Verfahren Hunderte von Fotos gesehen. Und dann erleben wir einen Polizeibeamten, der Fotos aus der Wohnung des Ermordeten Abdurrahim Özüdoğru zeigt. Warum macht er das? Herr Özüdoğru wurde doch nicht in seiner Wohnung ermordet, sondern in seiner Schneiderei. Trotzdem werden diese Fotos präsentiert, und zwar mit einer entsprechenden Kommentierung: Wir sehen die

unordentliche Wohnung eines Mannes, der getrennt lebt von seiner Frau. An dieser Stelle habe ich dann als Nebenklageanwalt schon mal auf den Knopf gedrückt und gefragt: A) Was soll jetzt diese Kommentierung? und B) Was sollen überhaupt diese Fotos? Was lernen wir über die Tat und Rechtsfolgenfrage der Angeklagten, wenn wir sehen, wie es in der Küche aussieht? Eine ähnliche Situation hatten wir dann einige Wochen später bei der Verhandlung des Mordes an Habil Kılıç. Herr Kılıç wurde in seinem Ladenlokal in München ermordet. Und da bekommen wir Fotos von der Kleidung des Ermordeten zu sehen u.a. von einer an der Pinnwand aufgehängten Unterhose des Toten, an der sich keinerlei Blutflecken befinden oder sonst wie beweisreiche Tatsachen zu sehen sind. Auch an der Stelle muss man fragen: Was soll das? Welchen Zweck verfolgt das Darstellen dieses Fotos an dieser Stelle des Verfahrens? Als besonders widerlich habe ich in diesem Zusammenhang dann die Fragen der Verteidigung des Angeklagten Wohlleben empfunden, als die Tochter des Ermordeten Mehmet Kubaşık anwesend war. Ihr Vater wurde in seinem Kiosk ermordet. Er war ursprünglich als Asylbewerber nach Deutschland gekommen, hatte daher damals zunächst keine Arbeitserlaubnis und bekam Sozialhilfe. Und genau danach fragt natürlich der Verteidiger von Wohlleben. Das sind Fragen, die ich unzulässig finde. Die Opferangehörigen sind zu diesem Prozess gekommen und haben ein besonders zu schützendes Umfeld erwartet. Natürlich gehört es zu einem rechtsstaatlichen Verfahren, dass die Verteidigung die Anzeigen der Zeug*innen der Anklage kritisch würdigt, wie bei jedem anderen Zeugen auch. Aber was einfach nicht zulässig ist, und auch den Rahmen eines Strafverfahrens sprengt, das sind Fragen und Präsentationen von Fotos, die nichts zur Sache tun. Hätte man das auch bei anderen Opfern gemacht? Bei biodeutschen Opfern und deren Angehörigen? Am Ende des Tages hat das Gericht, hat der Vorsitzende Richter, eine Fürsorgepflicht gegenüber allen Verfahrensbeteiligten, insbesondere auch gegenüber den Zeuginnen und Zeugen, die zugleich Nebenkläger sind und die schon einmal traumatisiert wurden. Ich bin der Meinung, dass das Gericht an diesen Stellen eingreifen hätte müssen und das nicht getan hat.

JONAS ZIPF: Diese Darstellungen zeigen, dass die Erinnerungsarbeit rund um die Opfer des NSU, so wie sie insbesondere in der Ermittlungsarbeit und dann auch bei der juristischen Verhandlung in München stattgefunden hat, von strukturellem Rassismus zeugt. Die Frage zum NSU-Komplex ist doch aber auch: Welche kulturellen Bilder schlagen sich in den Erinnerungen der Mehrheitsgesellschaft nieder? Finden sich hier ähnliche blinde Flecken? Oder

helfen kulturelle Repräsentationen der Geschichten der Opfer – so ganz aktuell »Saal 101«, das Hörspiel des Bayrischen Rundfunks zum NSU-Prozess – dabei, dass es eine andere öffentliche Wahrnehmung gibt?

WOLFGANG FRINDTE: Mir fallen bei den Fragen weitere Fragen ein. Wer und was ist die Mehrheitsgesellschaft? Ist das der Rückzugsort für die »Gutmenschen«, um sich von den »Bösen« abzugrenzen? Ist es ein statistischer Begriff, der darauf verweist, dass die »Mitte« der Gesellschaft frei von Rassismus und der NSU-Komplex nur ein »Ausrutscher« am Rande einer Normalkurve war, so wie der Mord an Walter Lübke, der Anschlag auf die Synagoge in Halle zu Jom Kippur 2019 oder der Mord an zehn Menschen am 19. Februar 2020 in Hanau? Es handelt sich ja nicht um irgendwelche Phantomschmerzen. Der Rassismus bewegt sich in der Mitte der Gesellschaft. Die bekannten »Mitte-Studien« von Oliver Decker und Elmar Brähler aus Leipzig oder von Andreas Zick und Kolleg*innen aus Bielefeld belegen, dass gruppenbezogene Menschenfeindlichkeiten in Deutschland seit 2002 auf einem relativ hohen Niveau stabil sind. 2012, also ein Jahr nach Aufdeckung des NSU, erreichten die Werte von Ausländerfeindlichkeit, Chauvinismus und Rechtsextremismus die höchsten Ausschläge bei signifikanten Unterschieden zwischen Ost- und Westdeutschland. Das sind keine blinden Flecke, sondern gefährliche Angriffe auf die demokratische Verfasstheit der deutschen Gesellschaft. Aber welche Bilder prägen die Erinnerungen an den NSU-Komplex? Bilder von einer Frau, die überheblich im Saal 101 mit ihren Verteidigern scherzt; Bilder von Wohlleben, dessen Verteidiger von »nicht gerade rein deutschem Blut« faseln und vom Gericht wegen derartig rassistischer Formulierungen nicht zurechtgewiesen werden; Bilder von Menschen, die das NSU-Trio unterstützten, aber nicht auf der Anklagebank saßen?! Übrigens: Einzig der Nebenklage sind die rassistisch geprägten Äußerungen im Gerichtssaal aufgefallen. Rechtsextreme und rassistische Milieus und Bedrohungen können sich dann formieren, wenn sie vom Rassismus in der Mehrheitsgesellschaft und vom strukturellen Rassismus in den Institutionen flankiert werden. Das ist fatal. Zehn Menschen wurden ermordet und es gibt die Familien der Opfer, die noch immer unter den Morden leiden. Darauf sollten sich die kulturellen Repräsentationen von den Geschichten der Opfer beziehen, ob in Hörspielen, Theaterstücken oder anderen Dokumentationen.

MEHMET DAIMAGÜLER: Die Opfer wurden doch unvermittelt getroffen, jedenfalls die Opfer der Ceska-Mordserie und auch die der Bombenanschläge, einfach

weil sie anders waren bzw. anders gemacht wurden – durch die Wahrnehmung und die Definition der Täter. Wenn ich mir das anschauje als jemand, sagen wir mal, der in Deutschland zu Hause ist, aber dessen Eltern aus der Türkei stammen, dann erkenne ich Menschen, die umgebracht worden sind, die sich hinsichtlich dessen, was sie so erleben, erhoffen, welche Gefühle sie haben, in nichts unterscheiden vom Rest des Landes. Deren Fremdheit eine konstruierte Fremdheit war. Und dennoch erfolgen schließlich Polizeiberichte, in denen steht, dass die Opfer in einer besonders brutalen Art und Weise umgebracht worden seien, die darauf hindeutet, dass die Täter aus einem anderen Kulturkreis stammen. Fünf Seiten zuvor steht im selben Protokoll, dass die Toten in kriminelle Machenschaften verwickelt worden seien. Dafür gebe es zwar keine Beweise, aber dass es keine Beweise gibt, deute darauf hin, dass sie in besonders cleverer Art und Weise vorgegangen seien, sodass man eben keine Beweise habe. Solche Schlussfolgerungen ziehen sich wie ein roter Faden durch die Berichte.

Schauen wir uns einerseits in den Akten an, mit welcher Umsicht, mit welcher Fürsorge den Angehörigen von Michèle Kiesewetter, der ermordeten Polizeibeamtin, die Todesnachricht überbracht wurde: Da hatten die Polizeibeamten von Anfang an einen Arzt und einen Pfarrer dabei. Die sind mit der Sorgfalt und Fürsorge aufgetreten, die man erwarten muss von einem Rechtsstaat. Schauen wir uns dagegen an, wie die Witwe von Enver Şimşek zur Wache geschleppt wurde, bevor sie zu ihrem im Sterben liegenden Mann gehen durfte. Wie man dieser Frau Fotos untergejubelt hat von einer wildfremden Frau, mit der ihr Mann angeblich ein Verhältnis hatte und sie daher jetzt doch bitte schön endlich mal auspacken solle über die Drogengeschäfte ihres Mannes. Dieser krasse Unterschied in der Art und Weise, wie man die Opfer behandelt hat, deutet doch darauf hin, dass auch in der Vorstellung der Staatsorgane die Opfer so anders sind, dass Mindeststandards der Rechtsstaatlichkeit, aber auch der Menschlichkeit, nicht notwendig sind, dass sie überflüssig sind.

Und wenn man dann im Gerichtssaal sitzt und erlebt, miterlebt, dass einige der Nazizeugen einfach rein- und rauskommen, ohne dass was passiert, aber Verfahrensmittel angedroht werden, ausgerechnet dem Vater von Halit Yozgat, nur weil der während des Verfahrens in seiner Erregung aufgesprungen war und man sehen konnte, wie die Dienstbeamten und die Polizeibeamten sofort da waren und bereit waren, diesen Mann zu bändigen – ja, dann denkt man sich: Passt mal auf, diese Menschen sind genauso wie ihr. Die lei-

den, wenn das Kind ermordet wurde, so wie ihr leiden würdet, wenn euer Kind ermordet wurde. Wir sind nicht anders.

Da fallen dann so Kleinigkeiten gar nicht mehr ins Gewicht: Dass auch nach fünf Jahren Verfahren die Bundesanwälte und die Richter nicht in der Lage waren, die Namen der Opfer richtig auszusprechen, obwohl Kollegen unter den Anwälten der Nebenklage, ich auch, in der Pause immer wieder hingegangen sind und darauf hingewiesen haben. Aber das alles deutet immer und wieder darauf hin, dass ihnen diese Fremdheitsprägung einfach so durchrutscht. Weil sie sich sagen: Wer ist hier fremd, ich bin nicht fremd. Die Einzigen, die fremd sind, das seid ihr.

Zum Gerichtsverfahren selbst muss man immerhin Folgendes sehen und zugestehen: Das Ganze ist ja nicht zuletzt ein ritualisierter Ablauf mit bestimmten Rollen. Wie bei einem Drehbuch oder einem Theaterstück: Die Strafprozessordnung gibt einen groben Rahmen, wie das Ganze ablaufen soll, und dann gibt es noch ein ganz konkretes Drehbuch, das wird geliefert von der Staatsanwaltschaft, in diesem Fall von der Bundesanwaltschaft, nämlich die Anklageschrift. In der Anklageschrift steht, was den Angeklagten vorgeworfen wird und wie das bewiesen werden soll. Da haben wir das Narrativ, von dem vorhin die Rede war. Gegen dieses Narrativ anzugehen, anzukommen, das ist sehr schwierig. Nehmen wir die wiederholten Fragen der Nebenklage nach den Kontakten zu V-Leuten oder die Fragen nach dem Netzwerk hinter dem NSU. Da kann es leicht passieren, und es ist regelmäßig passiert, dass einer aus der Anwaltschaft da reingrätscht und sagt: Moment mal, das hat mit der Tat- und der Rechtsfolgenfrage des Angeklagten nichts zu tun. Warum nicht? Weil es nicht in der Anklageschrift enthalten ist! Das heißt, die können sich immer wieder auf das eigene Drehbuch berufen. Oder aber, wenn ich einen Polizeibeamten frage, warum da ein Mensch verdächtigt wurde, der vollkommen unverdächtig war, warum da Drogenhunde eingesetzt wurden etc. Dann ruft die Bundesanwaltschaft ein und sagt: Das hat mit der Tat- und Rechtsfolgenfrage nichts zu tun. Aber diese Tat- und Rechtsfolgenfrage-Sachen habt ihr doch selber in die Anklageschrift geschrieben. Ihr habt ein Drehbuch geschrieben und jetzt seid ihr besorgt darum, dass es zu Abweichungen von diesem Drehbuch kommen könnte. Da bekommt dieses Wort vom Staatsschutz eine doppelte Bedeutung. Staatsschutz bedeutet: Der Staat schützt sich selbst.

JONAS ZIPF: Ein eindrückliches Beispiel dafür, wie Narrative funktionieren und wie Narrative Erinnerungen prägen: Selbstverständlich spielt es für die

anschließende Bewertung eine große Rolle, wie die Erzählung strukturiert wird, was wie und wann erzählt und dadurch anders wahrgenommen wird. Lassen sie uns zur öffentlichen Wahrnehmung, zum öffentlichen Erinnern an die NSU-Opfer kommen. Sind die davon geprägt, dass die Gesellschaft strukturell blind ist für die Gleichheit der Menschen? Wir müssen doch nur ein einziges Mal die Opfernamen des NSU googeln, dann sehen wir Bilder, die aussehen wie die Rasterfahndungsfotos der RAF in den 1970ern. Als wären das die Täter, nicht die Opfer. Genauso wird immer noch von Döner-Morden gesprochen. Dieses Wort ist nicht weg aus der kollektiven Wahrnehmung. Lassen sie uns darüber sprechen, wie wir diese Erinnerungs- und Gedenkkultur rund um den NSU-Komplex verändern können!

MEHMET DAIMAGÜLER: Herr Zipf, lassen Sie mich da erst noch einen weiteren Aspekt reinbringen, ja? Sie sprachen ja von der Mehrfachtraumatisierung, auch der Kriminalisierung der Toten und ihrer Angehörigen. Wir hatten in diesem Verfahren, nach etwa zwei, drei Jahren, einige Hundert Zeuginnen und Zeugen gehört. Wir hatten Dokumente eingesehen und, und, und. Es existierte und existiert nicht ein einziger, kein einziger Hinweis darauf, dass irgendeines der Opfer in kriminelle Machenschaften verstrickt war. Und dennoch gibt es dann einen Kommentar der Gerichtsreporterin Friedrichsen in der Tageszeitung »Die Welt«, in dem sie sich zunächst darüber echauffiert, dass die Nebenklage unverschämte Fragen stelle, um dann zu bemerken, bei einigen der Opfer seien Ermittlungen in Richtung, wenn ich mich recht erinnere, Geldwäsche und Drogengeschäfte gerechtfertigt gewesen. Diese Vorwürfe muss man sich mal auf der Zunge zergehen lassen. Würde man so umgehen mit Opfern, die man nicht als fremd wahrnimmt oder zu solchen macht? Ich habe in diesem Verfahren Witwen und Halbwaisen vertreten, die nach jahrelanger Verdächtigung endlich ein Verfahren gegen die eigentlichen Täter bekommen hatten. Und obwohl wir also jetzt schon ein jahrelanges Verfahren hatten, in dem wir Hunderte von Zeugen gehört hatten, die immer und immer wieder fest bestätigt hatten, dass an diesen Vorwürfen nichts dran ist, und ohne dass dieser skandalös fehl gelaufene Verdacht bei irgendjemandem einen Aufschrei ergeben hätte, konstatiert man dann mal eben so ganz cool, dass diese Verdächtigungen eben doch gerechtfertigt seien. Da frage ich sie, Herr Zipf: Was für eine öffentliche Erinnerungskultur, wir sprechen von Kultur, soll sich denn entwickeln, wenn Leute, die sich Prozessbeobachter schimpfen, so tun, als hätten sie das, was sie da jetzt Jahre gehört haben, gar nicht wahrgenommen?! Das ist doch ein Schlag ins Gesicht aller in diesem

Verfahren, die sich in irgendeiner Weise darum bemüht haben, um Wahrheit zu ringen.

JONAS ZIPF: Da kann ich kaum weiterfragen.

MEHMET DAIMAGÜLER: Am Ende fällt doch dieses Lügennarrativ von den Döner-Morden einfach auf fruchtbaren Boden. Dazu noch ein letzter Aspekt: Manchmal wird ja so ein bisschen paternalistisch gesagt, dass die Erwartungshaltung der Opfer vor dem Oberlandesgericht in München nur enttäuscht werden konnte. Die Angehörigen hätten sich Sachen vorgestellt, die im Strafverfahren ans Tageslicht kommen sollen, die nicht in ein Strafverfahren gehören. Dieses Land hat offensichtlich nicht nur 83 Millionen Fußballtrainer, sondern auch 83 Millionen Strafprozessexperten. Als wären die Nebenklageanwälte keine Juristen, als hätten wir uns unsere Sache nicht genau überlegt. Als hätte eine einzige Frage, die wir gestellt hatten, nicht in ein Strafverfahren gehört.

JONAS ZIPF: Wenn ich das so höre, ließe sich ja schon fast von einer vierten Traumatisierung sprechen.

WOLFGANG FRINDE: Wir müssen aber aus dem Kreislauf des Re-Traumatisierens rauskommen. Ich würde diese Stelle des Gesprächs jetzt ganz gerne rückkopeln mit meinen einführenden Überlegungen zu Erinnerung und Gedenken. Ich hatte ja gesagt, dass das Gedenken vom An- und Nachdenken kommt, vom Reflektieren, Stellung beziehen, von einer Stellungnahme der Würde und Anerkennung. Diese Würde und Anerkennung bezieht sich auf diejenigen, an die erinnert wird.

Was mich nach den Ausführungen von Mehmet Daimagüler wirklich beschäftigt, sind die selbstbekräftigenden Mechanismen. Die Polizeiarbeit passt offensichtlich vor dem Hintergrund des Andersseins und wird dann noch mal stabilisiert durch die Art und Weise, wie die Verhandlung vor Gericht verläuft und noch weiter verstärkt über den Kommentar von Frau Friedrichsen: eine mediale Inszenierung, die dieses Anderssein in aller Öffentlichkeit noch mal neu konstruiert, und zwar genauso, wie es auf den anderen Ebenen vorher auch abläuft. Es gibt also Selbstbekräftigungsprozesse, die das Anderssein einfach weiter transportieren. Nun muss man sich fragen: Wie kommen wir denn aus diesen sich selbst bekrfügtenden Kreisläufen heraus?

Damit bin ich bei der Frage: Wie können wir trotzdem gedenken? Wie könnte eine Gedenkkultur aussehen, bezogen vor allen Dingen auf die Betroffenen, auf die Opfer, auf die Angehörigen? Ich will an dieser Stelle historisch vor den NSU-Komplex zurückgehen und auf die Gedenkdebatte rund um den Holocaust verweisen: Es gibt da eine Auseinandersetzung zwischen Adorno und Paul Celan. Adorno sagte 1951: »Nach Auschwitz ein Gedicht zu schreiben, ist barbarisch.« 1967 schreibt Paul Celan, kurz vor seinem Selbstmord: Was das für ein Dünkel sei, wenn sich jemand unterstehe, Auschwitz aus der Nachtidgallen- oder Singdrossel-Perspektive zu betrachten. Mit seinen Gedichten nimmt Celan dann die Perspektive von »unten« ein – die Perspektive derjenigen, die betroffen sind. Indikator und Kriterium für eine Gedenkkultur sollten und müssen also immer die Opfer und Betroffenen sein. Genau das hat uns ja Mehmet Daimagüler gerade vorgeführt. Und genau das ist vor Gericht nicht erfolgt. Kann man das jetzt noch aufholen, kann man das noch einholen? Kann man das gedenkkulturell noch ins Lot bringen? Ich weiß es nicht genau. Ich frage mich, wie man aus solchen Teufelskreisen herauskommt bzw. wie man die kleinen Teufel, die in den Kreisen sitzen, da rausholen kann!?

JONAS ZIPF: Dann bleibe ich doch noch mal bei meiner Leitfrage nach einer breitenwirksam gelingenden Gedenkkultur. Ich möchte ein konkretes Beispiel dafür machen, wie Kultur dazu beiträgt, dass es nicht erst nachträglich zu einer sich verändernden Erinnerungskultur kommt, sondern dass es praktisch schon im Moment der gedenkenden Aufarbeitung zu einer qualitativ anderen Wahrnehmung kommt, auch des Fremdseins: Dafür vergleiche ich die Bilder, die medial und kulturell repräsentiert werden und zirkulieren, so wie wir sie von den NSU-Opfern in unseren Köpfen haben, mit den Bildern der Opfer in Hanau. In Hanau ist es anscheinend gelungen, dank einer sehr aktiven, aktivistischen und – ich möchte es so nennen: kulturellen Arbeit – im Umfeld der Opfer und ihrer Angehörigen, die mediale Repräsentation substanzial zu beeinflussen. Wenn wir die Hanauer Opfer googeln, sehen wir freundliche, menschliche Bilder, gemalte und grafisch aufbereitete, nicht fotografierte und dann im Rasterverfahren runtergepixelte Porträts. Das ist eine Hilfestellung, eine Gedenkkultur, die von unten kommt. Diese Bilder sind nicht entstanden, weil der hessische Landtag oder der Oberbürgermeister in Hanau sie in Umlauf gebracht haben, sondern dadurch, dass Aktivist*innen in Hanau die Gesichter an die Wände gesprüht und im Netz mit dem Hashtag #saytheirnames geteilt haben. Meine nochmalige Frage an

Sie, Herr Daimagüler: Gab es kulturelle und aktivistische Aktivitäten parallel zum NSU-Prozess, bei denen Sie sagen, dass diese dabei geholfen haben, dass eine andere öffentliche Repräsentation, eine andere mediale Wahrnehmung der Belange der Opferfamilien entsteht?

MEHMET DAIMAGÜLER: Also ich glaube, dass das, was nach Hanau geschehen ist, ein Ausdruck dessen ist, dass wir gelernt haben, wie wichtig die Macht der Bilder ist. Wir haben uns im Strafverfahren als Anwälte, ich persönlich und andere, sehr, sehr stark auf den narrativen Widerspruch, das Widersprechen, konzentriert. Wir wollten sicherstellen, dass dem staatlichen Narrativ ein anderes Narrativ entgegengesetzt wird, das das Framing zwischen den unterschiedlichen Wirklichkeiten dekonstruiert: Etwa da, wo von Pannen gesprochen wird, zu sagen: Nein, das waren keine Pannen. Sondern das waren bewusste Entscheidungen, basierend auf rassistischen Stereotypen. Das ist etwas anderes als eine Panne: Man fährt auf einer Landstraße und dann hat man einen Platten, kommt vor. Deswegen wird man jetzt nicht sagen, dass Mercedes Benz als Automobilunternehmen ein systematisches Problem hat. Auf solche Framings haben wir uns fokussiert. Und gelernt, den Begrifflichkeiten zu widersprechen und über Rassismus zu sprechen. Das ist ein Kulturwechsel: Noch vor einigen Jahren war es in Deutschland fast ein Tabu, über Rassismus zu sprechen. Gerade die Vorstellung von Rassismus in einer staatlichen Institution kollidiert massiv mit der Staatsdoktrin. Mit der Vorstellung eines Staates, der seine Vergangenheit bewältigt hat. Eines Staates, der sich versöhnt hat. Darüber ließ sich kaum sprechen, bis der NSU-Komplex dann öffentlich wurde. Und ich glaube, Hanau hat da auch noch einmal einen ganz, ganz wichtigen Schritt nach vorne gebracht. Etwa indem die Namen der Opfer individualisiert wurden, sie nicht nur zu anonymen Vertretern einer Gruppe gemacht wurden, so wie es die Täter wollen. Dem Täter in Hanau ging es um den Angriff auf eine anonyme Gruppe. Ich glaube, dass wir gelernt haben.

Im Gegensatz dazu ist das Credo des Staates »Wir haben unsere Lehren aus der NSU gezogen« einfach falsch. Wenn der Staat Lehren gezogen hätte, dann würden wir heute offensiv über institutionalisierten Rassismus sprechen. Wenn wir als Gesellschaft die Lehren gezogen hätten, dann würden wir uns die Frage stellen, wie es in manchen Gegenden in Deutschland zu selbstbewusst ausgeprägten Nazikulturen kommen konnte und welche Rolle der Staat dabei ganz konkret gespielt hat? Was ich dagegen immer wieder wahrnehme, das sind westdeutsche Attitüden: Im Grunde genommen gehe es doch beim NSU nur um Außenseiter und Minderheiten. Denn wir hätten es sowohl

auf der Opferseite mit Leuten zu tun, die nicht so richtig dazugehören, als auch auf der Täterseite. Dieses Naziproblem, das sei ja eigentlich etwas fast exklusiv Ostdeutsches. Wie oft habe ich das schon erlebt in Gesprächen mit westdeutschen Bekannten, in denen genau genommen so getan wurde, als sei das ein Problem, mit dem sie als Westdeutsche überhaupt nichts zu tun haben. Das waren halt Nazirosis. Wir können das Problem aber nicht einfach lokal begrenzen auf Jena oder Zwickau oder auf Dortmund-Nord. Die Amerikaner nennen eine so ehrliche Debatte Soul-Searching: eine Debatte, mit der wir uns als Gesellschaft darüber Gedanken machen über das, was wir eigentlich sein wollen und was wir in Wirklichkeit sind. Und das vermeidet man immer, indem man die Problemlage ausbürgert.

JONAS ZIPF: Doch wie kommt es überhaupt zu dieser Debatte? Als Kulturmensch in der Runde versuche ich es noch ein Mal: Welche kulturellen Repräsentationen haben dabei geholfen, die öffentliche Wahrnehmung der NSU-Opfer zu verändern?

MEHMET DAIMAGÜLER: Ich glaube, die NSU-Monologe haben eine ganz, ganz große Rolle gespielt. Ein Format, das an vielen Orten vielen Menschen einen unmittelbaren Eindruck davon gegeben hat, was da geschehen ist und noch geschieht. Ganz wichtig waren auch die Protokolle, die in der Süddeutschen Zeitung das Verfahren unkommentiert präsentiert haben. Was in diesem Kontext die türkischstämmige Minderheit in Deutschland angeht, glaube ich, war es ganz, ganz wichtig, dass sie in den Nachrichten auch einen Anwalt oder eine Anwältin sehen mit einem Namen, der ihnen vertraut ist: Mehmet statt Hans, Seda statt Sabine. Die dann als Verfahrensbeteiligte nicht einfach mit dem Kopf nicken, in so einer Onkel-Tom-Manier, sondern die benennen, was nicht richtig läuft. Darin besteht vielleicht ein großer Unterschied zu den Verfahren, die beispielsweise nach Mölln oder Solingen stattgefunden haben, in denen sozusagen andere Deutsche für uns gesprochen haben.

JONAS ZIPF: Auch auf der kulturellen Seite fand die Aufarbeitung der Ereignisse in den 1990er-Jahren ja noch sehr stark über Vertreter der sogenannten Mehrheitsgesellschaft statt. Da standen auf den Bühnen dieses Landes Udo Lindenberg, Peter Maffay, Herbert Grönemeyer, haben Lichter hochgehalten und zum Ausdruck gebracht: »Wir sind nicht so, die Mehrheit ist nicht so.« Als der NSU-Komplex aufgeflogen ist, war das erste, was passiert ist, auch hier in Jena ein solches Konzert: »Rock gegen Rechts« im Paradiespark, mit densel-

ben Protagonisten. Offensichtlich ist das aber nicht ausreichend. Wolfgang Frindte, Sie haben ja die These gebracht, dass eine gelingende Gedenkkultur von den Opfern ausgehen muss, siehe Celan vs. Adorno. Und in der Tat, beim Holocaust kommt es mir so vor, dass die wesentlichen Spuren, die im kollektiven Gedächtnis geblieben sind, hauptsächlich von Opferperspektiven künden. Ich denke da zum Beispiel an Anne Frank oder Maurice Halbwachs, neben vielen anderen Angehörigen dieses und anderer Lager. Daher auch die Frage: Was ist Ihnen im Gedächtnis rund um den NSU, bei dem man jetzt schon sagen kann, es hat geholfen und wird auch weiterhin dabei helfen, dass eine andere Wahrnehmung in der Öffentlichkeit Niederschlag findet?

WOLFGANG FRINDTE: Zunächst Mal fand ich in den Neunzigerjahren das Aufbegehren der Mehrheiten gar nicht so schlecht. Da gibt es interessante Untersuchungen aus der Sozial- und Medienpsychologie, in denen die Reaktionen der Rechtsextremen nach Rostock-Lichtenhagen und Hoyerswerda im Vergleich zu Mölln und Solingen untersucht wurden. Die Befunde zeigen u.a., dass nach Hoyerswerda und Rostock-Lichtenhagen die rechtsextremen Straftaten und Gewalttaten angestiegen sind, nach Mölln und Solingen scheinen sie aber leicht zurückgegangen zu sein. Etwas pauschal zusammengefasst, gibt es zwei Erklärungen: Zum einen lag das daran, dass die Lichterketten, also Demonstrationen der Mehrheit, nach Mölln und Solingen zugenommen hatten. Zum anderen daran, dass die Medien nach Rostock-Lichtenhagen und Hoyerswerda verstärkt über die Täter berichtet haben. Der Spiegel bezog sich zum Beispiel im September 1991 mit einem Titelbild, auf dem vor dem Schriftzug »Gewalt gegen Fremde – HASS« junge Männer zu sehen sind, die mit erhobener Hand bzw. ausgestrecktem Mittelfinger ins Bild grüßen, auf die Krawalle in Hoyerswerda. Nach Mölln und Solingen und diesen Lichterketten ist dagegen vor allen Dingen über die Demonstrationen gegen rechtsextreme Gewalt berichtet worden. Auch hier spielen Medien eine starke Rolle. Das spricht für das Engagement der aufgeklärten Mehrheitsgesellschaft. Daneben sehe ich, genauso wie Mehmet Daimagüler, diese sehr konkreten Dokumentationen und Berichte, die NSU-Monologe, aber auch andere konkrete Berichte und Porträts von und über die Opfer. Das gab der Perspektive von unten noch etwas anderes mit, nämlich das, was der Historiker Jan Assmann wie folgt benannt hat: »Nur, was nicht aufhört, wehzutun, bleibt im Gedächtnis.«

MEHMET DAIMAGÜLER: Worin bestehen jetzt aber die Ziele von Gedenken und Erinnern?! Die Leute sollen ja nicht glauben, dass das Gedenken vor allem für

die Opfer und Angehörigen geschieht. Die Zielgruppe des Erinnerns ist doch vor allem die Mehrheitsgesellschaft selbst, die sich überlegen muss: Wer wollen wir sein? Und: Was wollen wir verhindern in Zukunft? Es geht doch nicht darum, zu sagen, wir erinnern uns jetzt, damit es der Frau Şimşek ein bisschen besser geht. Der Frau wird es nicht besser gehen. Der Schmerz war, ist und wird bleiben. Da soll sich bitte mal keiner vertun, da braucht es eine klare Kommunikation: All diese Menschen wären noch am Leben, wenn die Mehrheitsgesellschaft sie nicht zu Fremden gemacht hätte. Es waren ja nicht Mundlos, Böhnhardt und Zschäpe, die als erste auf den Trichter gekommen sind, dass Türken fremd sein können. Wenn Hans-Ulrich Wehler, einer der bekanntesten Historiker Deutschlands, Anfang der Neunzigerjahre sagt: »Wir haben kein Ausländerproblem in Deutschland, sondern ein Türkproblem«; wenn ein Bundeskanzler Kohl zwar den amerikanischen Präsidenten auf einen SS-Friedhof schleppt, aber sich zugleich weigert, zur Trauerfeier für die in Solingen oder Mölln Ermordeten zu gehen, mit der Begründung, er mache keinen Beileidstourismus – dann muss man doch konstatieren: All diese Sachen, all diese Gedanken, haben sich die Leute in Zwickau oder in Jena, wo sie damals lebten, nicht selbst ausgedacht. Die kannten gar keine Türken. Das Feindbild des Türken als Fremder, das ist doch eine Sache, die von der Mehrheitsgesellschaft vermittelt worden ist, auch von der Machtelite vermittelt worden ist. Also, es soll mal keiner so tun, als würde gedacht und erinnert für uns Migranten oder gar für die Opfer. Gedenken und Erinnern ist der Auftrag an und für euch selber. Wenn nur gedacht und erinnert wird an die Opfer, für die Opferangehörigen, dann ist das doch ein Stück weit ein Exkulpieren, ein Sich-aus-dem-Staub-Machen. Nach dem Motto: Wir haben doch schon so viel gemacht, wir haben doch schon eine Straße nach denen benannt, was wollt ihr denn noch? Dagegen will ich, dass alle nachdenken. Ich will Auseinandersetzung, ich will eine schmerzhafte Auseinandersetzung. Damit wir weiterkommen, damit wir uns entwickeln.

JONAS ZIPF: Vielen Dank für das klare Statement. Das stellt sich neben die These von Wolfgang Frindte und arbeitet heraus, dass es eine Verbindung braucht zwischen den Sichtweisen der Opferangehörigen und deren Übersetzung in die öffentliche Wahrnehmung. Die Funktion von Gedenken und Erinnern erfüllt sich nicht im versöhnlichen Rückblick, sondern als Frage an die Gegenwart und die Zukunft: Wie können wir eine Wiederholung verhindern? Welche Rolle spielt dabei aber die Wahl der Mittel? Ich möchte in der letzten Kurve unseres Gesprächs auf den Punkt der Breitenwirksamkeit zu

sprechen kommen. Da stelle ich jetzt mal provokativ den Widerhall der Lyrik Paul Celans im Deutschunterricht dem Film von Fatih Akin gegenüber, der auch einer breiten Öffentlichkeit den Schmerz der Opferangehörigen präsentiert hat. Und das übrigens, wie ich finde, auf eine ganz schlaue Art und Weise, nämlich indem die Opferangehörige, die in diesem Film im Zentrum steht, eben keine Fremde ist, sondern die Frau eines Fremden und damit das Thema gleich in die Mitte der Gesellschaft holt. Wie kommen wir also mit dem konkreten Schmerzpunkt der Opferangehörigen, von dem Wolfgang Frindt sprach, und der Erkenntnis und Veränderung der Mehrheitsgesellschaft, von der Mehmet Daimagüler sprach, in die notwendige gesellschaftliche Breite?

MEHMET DAIMAGÜLER: Ich glaube, dass wir verstehen müssen, dass die Mittel zum Erinnern das Erinnern selbst nicht ersetzen. Ein Beispiel: Wir haben nach dem Zweiten Weltkrieg in weiten Teilen des Landes eine Attitüde des Schlussstrichziehen-Wollens erlebt, des Abhaken-Wollens, des Weitermachen-Wollens und der Verweigerung, sich mit diesem Thema auseinanderzusetzen. Mit dem, was nicht im deutschen Namen geschehen ist – auch das ist so eine deutsche Formulierung –, sondern mit dem, was von Deutschen getan wurde. Diese erfolgreiche Verdrängung, erfolgreich in Anführungsstrichen, hat sehr lang, sehr gut funktioniert. Die erste wirklich tief greifende Auseinandersetzung der Gesellschaft mit dem, was passiert war, geschah aber nicht im Zuge von 1968. Auch im Zuge von 1968 blieb die Diskussion auf einer intellektuellen Ebene, Teil einer elitären Randgruppe. Die richtige Auseinandersetzung der Gesellschaft, an die ich mich persönlich auch noch erinnern kann, war die Ausstrahlung der Serie »Holocaust«. Eine amerikanische Serie über eine fiktive Familie Weiss aus Berlin und das, was mit der Familie geschah. Die hat zum ersten Mal nach meiner Erinnerung eine Diskussion zur Folge gehabt, morgens im Bus, überall haben sich die Leute darüber unterhalten. Es war also erst ein popkultureller Import aus Hollywood, eine fiktive Geschichte, die dazu geführt hat, dass über diese Dinge breit diskutiert wurde, obwohl die realen Opfer ja längst bekannt waren. Aber dieser Film war eben Auslöser für Diskussionen, hat die Diskussion selbst nicht ersetzt. Und deswegen ist es ganz wichtig, zu überlegen: Was passiert nach dem Aufrütteln, was passiert anschließend? Ich finde es beispielsweise sehr gut, wenn Fußballvereine auf das Spielfeld laufen und sagen: »Nein zu Rassismus!« Ja, und dann stelle ich mir die Frage: Was passiert eigentlich am Tag danach? Geht der deutsche Fußball hin und nimmt das Thema Rassismus ernster? Schließlich stellt sich immer wieder

die Frage nach der Wahrhaftigkeit des Kommunikativen. Deswegen finde ich beispielsweise die Stolpersteine auch in ihrer Reduziertheit so beeindruckend. Da steht einfach nur: »Hier lebte dieser Mensch, geboren dann und ermordet dort«. Mehr bedarf es an der Stelle nicht. Es bedarf keiner verbalen Nebelkerzen.

WOLFGANG FRINDTE: Wir kommen immer wieder auf den Punkt zurück, dass es um die Gesellschaft als Ganzes geht, nicht wahr? Wenn Erinnern und Denken infrage kommen, wenn wir uns fragen, wie wir gedenken oder wie wir uns erinnern an Vergangenes in der Gegenwart, dann geht es eigentlich immer um die Zukunft von uns allen. Daran anknüpfend fällt mir eine recht interessante Studie ein, die unmittelbar nach den ersten Staffeln der Holocaust-Serie durchgeführt wurde und die genau das bestätigt, was Sie gerade gesagt haben, Herr Daimagüler: dass nämlich in der Gesellschaft damit etwas angestoßen wurde, was nach den Auschwitz-Verhandlungen in diesem Zuge in der westdeutschen Gesellschaft nicht passiert ist. Das Interessante ist nun allerdings, dass mir in Israel gerade zur Holocaust-Serie gesagt wurde, das seien relativierende Bebilderungen eines schrecklichen Geschehens auf Hollywood-Niveau. Auf der anderen Seite gelang es Miriam Rieck und mir auf einer Konferenz dann durchaus, einige Israelis davon zu überzeugen, dass diese Wirkung in Deutschland, also sozusagen im Land der Täter, eine ganz andere Reaktion erzeugt hat als in Israel. Dass auf dem Weg dieser künstlerischen Umsetzung tatsächlich die Nachfahren der Mörder erst damit angefangen haben, darüber nachzudenken, was passiert ist, den Schmerz vielleicht nachempfinden und so daraus ableiten konnten, dass den Kindern und Kindeskindern auch weiterhin davon erzählt werden muss. Dabei gilt es nochmals zu berücksichtigen, dass sich Erinnern auf der individuellen Ebene unterschiedlich abspielt. Miriam Rieck und ich haben in unseren Studien mit Holocaust-Überlebenden auch gefunden, dass manche sich gar nicht erinnern wollen und damit gut leben können. Ihre Erinnerung wird im wahrsten Sinne des Wortes verdrängt, um die Zukunft gestalten zu können. Dagegen gibt es andere, die mit den posttraumatischen Geschehnissen nicht umgehen können. Das führt in den schlimmsten Fällen bis in den Selbstmord.

Ich denke, mit dem Gedenken und der Gedenkkultur ist es ähnlich. Es gibt ganz unterschiedliche Arten und Weisen. Ich war 2016 mit meiner Frau auf dem Weg, ihren Halbbruder in Frankreich zu besuchen. Da haben wir Station in Verdun gemacht und ich war auf der Suche nach dem Grab meines jüdischen Großvaters, der dort als deutscher Soldat 1915/16 in Verdun gefallen

sein soll. Wir haben das Grab nicht gefunden, aber wir haben dieses riesige Gräberfeld gesehen und haben dann noch eine Gedenkstätte für die jüdischen Soldaten gefunden, die auf der Seite Frankreichs gekämpft haben. Und dieses Bild, das beschäftigt mich immer noch. Es ist für mich eine ganz wichtige Grundlage, auch für mein politisches Engagement.

Und das hört nie auf, auch wenn es manchmal sehr weh tut. Ich habe mit meinen jungen Kolleginnen und Kollegen in den Neunzigerjahren, also bis in die Zweitausender, sehr viel zum Rechtsextremismus gemacht. Wir haben standardisierte Befragungen durchgeführt, wir haben Interviews mit Jugendlichen, auch ihren Eltern, durchgeführt und ich musste dann bei der Anhörung im Ausschuss, im NSU-Ausschuss des Thüringer Landtages, zugeben: Wir haben viel gemacht, wir haben wenig erreicht. Wir sind zum Teil auch von Politikerinnen und Politikern ausgebremst worden. Aber was wir nicht gesehen haben, vielleicht auch, weil wir die falsche Brille auf hatten, dass diese jungen Leute, die wir interviewt haben – und ich nehme heute an, einer von dem direkten NSU-Umfeld war darunter – dass diese jungen Leute tatsächlich später terroristische Attentate und Morde verübten. Das haben wir nicht gesehen.

Ich habe ja vorhin gesagt, was nicht aufhört, wehzutun, das bleibt im Gedächtnis. Aber es reicht nicht, wenn es nur im Gedächtnis bleibt, es muss auch zu Handlungen führen. Zu politischem Engagement, dass sich auf die Mitte unserer Gesellschaft konzentriert, da unsere Demokratie momentan enorme Angriffe auszuhalten hat. Das ist mir wichtig. Das darf nicht aufhören.

MEHMET DAIMAGÜLER: Sie hatten eingangs und immer wieder nach den kulturellen Möglichkeiten des Erinnerns und Gedenkens gefragt, Herr Zipf. Ich möchte dazu noch die Wege nennen, die die Städte München und Nürnberg gegangen sind, wo ja fünf der zehn Mordopfer des NSU getötet wurden. Die beiden Städte haben den Jugendpreis Mosaik gestiftet, der alle zwei Jahre vergeben wird und sich im Gedenken an die Nürnberger und Münchner, die umgebracht wurden durch die NSU-Morde, an eine breite Öffentlichkeit richtet. Ausgezeichnet werden Initiativen, Ideen, Einzelpersonen, Vereine, die genau das Gegenteil dessen vormachen, was die Vorstellungswelt des NSU war. Die nicht zwischen wir und denen unterscheiden, sondern das Gemeinsame betonen. Und zwar mit Ideen, die nicht auf einer totalen Abstraktionsebene bleiben, sondern ganz einfach sind. Beispielsweise eine Initiative in Nürnberg von jungen Leuten, bei der Geflüchtete und Nürnberger*innen gemeinsam kochen, Geflüchtete die Kocherfahrung, die Esserfahrung aus ihrer Heimat

mitbringen, genauso wie es dann fränkische Sachen gibt, aus der Gegend. Die Leute kochen zusammen, reden, lachen und speisen gemeinsam. Das ist doch eine Idee, die in ihrer Einfachheit große Konsequenzen hat und großartig ist. Solche Sachen werden bei diesem Preis explizit im Gedenken an die Opfer des NSU ausgezeichnet. So kann man auch gedenken. Ein Gedenken, dass sich ganz konkret nach vorne richtet – bei dem die Zielgruppe junge Leute sind, junge Menschen.

JONAS ZIPF: Wie schön, dass wir mit diesem Ausblick enden. Vielen lieben Dank.